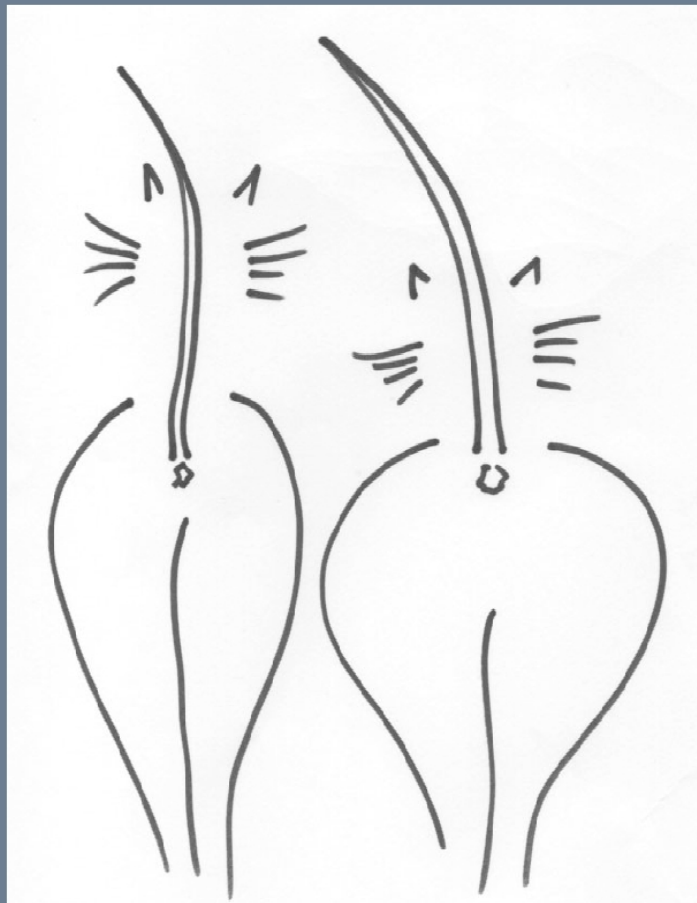


G. J. Herzlichst

schwanz auf weiß



Katzenroman

Für

Keoma, Madelene, Ulrich, Lara und Charlotte

Inhalt

[Vorwort](#)

[Frühzeitliches](#)

[Erwachen](#)

[Angekommen](#)

[Marie](#)

[Veränderung](#)

[Gartenwelten](#)

[Paradies](#)

[Über dem Zaun ...](#)

[Rückweg](#)

[Gefunden](#)

[Sommerzeiten](#)

[Nachwort](#)

[Impressum](#)

Vorwort

Menschen scheint es ja viele zu geben, vermutlich sogar zigtausend, und auch wenn ich ein paar davon kennengelernt habe, nur von zweien kann ich mit Sicherheit behaupten, dass sie meine Menschen sind.

Die Frau und der Mann. Das weibliche Wesen sagte gleich zu Beginn unserer Beziehung so Sachen wie »Komm zur Mama« oder »Mama hat dich lieb«. Daraus schloss ich dann, dass ihr Name Mama ist, salopp gesagt, einfach Ma. Der Mann nennt sie anders, er sagt zum Beispiel: »Liebes, mach doch du mal das Kisterl sauber.« Und die Frau zu ihm: »Schatz, kannst du mal die Kotze wegmachen?« Also nenn ich die beiden gelegentlich Schatz und Liebes. Und ihn natürlich auch Papa oder liebevoll Pa. Manchmal sind sie für mich bloß die zwei oder eben meine beiden Menschen.

Bevor ich mit meiner Geschichte anfangen, ein paar Details zum Überblick.

Mama ist die, die mich vom ersten Blick an geliebt hat und die mich beschützt, wenn's gefährlich wird. Wenn zum Beispiel der Regen auf das Dach klopft oder das Telefon läutet oder jemand an der Tür klingelt.

Und der Mann, er hat die Macht über alles im Haus. Er hält mein Klo sauber, er macht mein Essen, er trägt es mir nach, wenn ich woanders als geplant essen möchte, und er ist zuständig für meine Medizin. Mama sagt, dass die Medizin gut für mich ist, ich soll sie brav schlucken.

Selten nur darf ich mich zu ihm kuscheln. Immer wenn ich bei ihm liegen will, sagt er, dass ich da nicht liegen dürfe, weil Marie sonst sauer wird.

Zu ihm gehört die erwähnte, etwas eifersüchtige Marie. Eine wunderschöne Schildpattlady und ein eigenes Kapitel. Sie war schon da, als ich zur Familie kam. Damals haben wir noch nicht in dem Haus mit Garten gewohnt. Damals, als ich dazugekommen bin, war ich noch ein Jugendlicher, sagt Mama.

Marie ist jetzt beinahe 18 Jahre, ich bin fast 17 Jahre alt.

Als ich beschloss, bei der Frau zu bleiben, das war vor mehr als 16 Jahren, war ich noch nicht so klug wie heute. Ich komme ja aus sehr einfachen Verhältnissen und ich bin auch viel kleiner zur Welt gekommen.

Aber vielleicht fang ich ganz von vorne an.

Ich? Ach ja, ich bin Fredi.

Frühzeitliches

Meinen Vater hab ich nie kennengelernt, zumindest hat er sich mir nie als solcher zu erkennen gegeben. Meine Mutter brachte mich und meine Geschwister in einem duftenden Heuhaufen zur Welt. Ich bin eine echte Bauernhofkatze. So genau weiß ich das deshalb, weil mich auch heute noch der Duft von Heu und Wiese in Entzücken versetzt und ich mich mit großer Leidenschaft in stinkendem Stallmist oder direkt in etwas abgestandenem Kot vom Geflügel wälze.

Mama sagt dann immer »Du Schwein« und rubbelt mich mit einem lauwarmen nassen Waschlappen wieder sauber. Der Mann meint, ich sehe dann genauso aus wie der Horror-Bernhardiner von Stephen King.

Ich hab den Film aber nie gesehen. Schwanz drüber.

Zurück zum Bauernhof. An meine Mutter erinnere ich mich leider nur noch sehr vage. Was ich aber noch gut weiß, ist das Gefühl, das ich bei ihr immer hatte. Sie war warm und weich, sie roch himmlisch und ich fühlte mich ganz geborgen.

Das Erste, das ich sah, als sich meine Augen endlich öffneten, war einer dieser kleinen zartrosa Knubbel auf ihrem flauschigen Bauch, an dem ich mich festsaugen konnte. Manchmal bin ich dabei auch eingeschlafen. Ich war ein glückliches Katzenbaby und ich hatte viel Spaß mit meiner Mutter und meinen Geschwistern.

Wenn wir nicht schliefen, stapften wir neugierig im Hof, im Stall, im Heu oder auch auf der Wiese herum. Und manchmal kamen auch Menschen und sahen uns zu. Einmal, als sie wieder kamen und uns zusahen, hat anschließend eines von uns gefehlt. Ich erinnere mich, dass

meine Mutter ganz verzweifelt war und überall im Heu gesucht hat. Sie hat es aber nicht mehr gefunden.

Nicht lange danach kamen wieder Menschen. Sie haben mich hochgehoben, obwohl ich gerade sehr beschäftigt war, und sie haben mich einfach in eine Schachtel gesteckt und weggetragen. Ich weiß noch, dass ich keine Ahnung davon hatte, was mit mir passierte, und dass ich schreckliche Angst hatte. Es hat gerumpelt und geheult, ich bin in dem Karton hin und her gefallen, konnte nichts sehen und mich nirgends festhalten.

Heute weiß ich, dass sie mich und die Schachtel in ein Auto gestellt haben und mit mir vom Bauernhof weg in eine Stadt gefahren sind.

Aus diesem Transportgefängnis kam ich erst wieder heraus, nachdem das Poltern und Heulen endlich ein Ende hatte. Ich war in einer sogenannten Wohnung gelandet, in der zwei kleine und zwei große Menschen lebten. Ich war ganz allein. Meine Mutter und meine Geschwister waren nirgends zu sehen. Ich hab überall nach ihnen gesucht.

Damals habe ich Mutter sehr vermisst.

Das Meiste, das in dieser Zeit passierte, habe ich verdrängt. Es war einfach zu schrecklich und lohnt nicht, aufgerollt zu werden. Kurz zusammengefasst nur so viel: Ich war so etwas wie ein Spielzeug, sie waren nicht nett zu mir, und oft haben sie vergessen, mir Essen zu geben, und an eine Wasserschüssel dachten sie auch nicht. Ich kann mich nicht mehr erinnern warum, aber auch heute habe ich nach wie vor Angst, wenn jemand an der Tür läutet, und vor Schuhen fürchte ich mich immer noch.

Mama hat mir später erzählt, dass ich anfangs ganz wild auf Kuchen war und dass ich, wenn ich einen Kuchen auf dem Tisch stehen sah, gierig große Brocken davon herausgerissen und gegessen habe. Vielleicht hat das damit zu tun, dass ich einmal, allein gelassen, vor lauter Hunger

auf der Suche nach was Essbarem die Wohnung abgesucht habe und dabei einen Kuchen fand, der mir dann für längere Zeit als einzige Nahrungsquelle diente.

Aber die Geschichte hatte ein gutes Ende. Nach wenigen Monaten, als ich in die männliche Reife kam, haben sie mich eines Morgens wieder in eine Schachtel gesteckt, ins Auto gepackt und in einem Tierheim abgegeben.

Da hab ich dann viele andere Katzen getroffen. Alle hatten besondere Geschichten zu erzählen. Von Menschen und vom Leid.

Mein erster Tag im Tierheim war schrecklich. Ich hatte wie immer noch nichts gegessen und fürchterlichen Hunger. Alle anderen Katzen im Heim, selbst die Hunde, bekamen zu essen, nur ich nicht.

»Hilfe! Hilfe! Hunger!«, schrie ich und versuchte mit den Pfoten durch die Gitter zu gelangen, um auf mich aufmerksam zu machen.

Ein alter grauer Kater, mit dem ich mir die Zelle teilte – er nannte sich Mio –, versuchte mich zu beruhigen. »Kleiner, sei ruhig. Ist halb so schlimm. Das machen sie mit allen Neuankömmlingen. Du wirst der Ärztin vorgeführt. Ein kleiner Piks, sie nennen das Impfen, und dann bist du wieder da und bekommst was zu essen. Ist halb so schlimm.« Mio schleckte sich genüsslich über die Pfoten und die Reste seines Frühstücks. Damit war das Gespräch für ihn beendet.

Mio sollte nur teilweise recht behalten.

Ich wurde in einen Raum gebracht, in dem ein großer Tisch aus silbernem Metall stand. Sie setzten mich auf den Tisch und hielten mich fest, bis eine sogenannte Tierärztin kam. Sie war eine grässlich stinkende Frau. Ich habe diesen Geruch auch nie mehr vergessen, und ich musste leider auch die Erfahrung machen, dass es von diesen

menschlichen Arztpersonen mehrere gab und dass sie alle stanken. Nach Krankheit, Desinfektionsmittel, Schweiß, Blut und manche auch nach Tod.

Mama sagt zwar, dass das nicht stinkt, sondern dass es sich lediglich um einen charakteristischen Geruch handelt – mir ist das egal, ich mag sie alle nicht.

Diese meine erste stinkende Person steckte sozusagen gleich zur Begrüßung etwas Kaltes in meinen Po. Sie spreizte meinen Mund auf und zog an meinen Ohren. Und sie pikste mich, so wie Mio gesagt hatte. Dann geschah etwas gleichsam Merkwürdiges und Schreckliches. Ich konnte meine hinteren Beine nicht mehr bewegen. Außerdem fühlte sich mein Mund komisch an. Ich wollte einen Schritt nach vorn machen, da kippte meine hintere Körperhälfte zur Seite. Und mir wurde fürchterlich schlecht.

Blitzartig schoss mir ein Gedanke durch den Kopf: Eine der Tierheimkatzen hatte erzählt, dass Menschen, wenn sie ihrer Tiere überdrüssig geworden sind, diese einfach zum Arzt bringen und sie für immer einschlafen lassen.

Ja, das musste es sein. Niemand wollte mich haben, niemand hatte mich lieb. Und so war dies nun mein Ende. Ich hoffte, dass meine Mutter nie erfahren würde, welcher elenden Abgang ihr kleiner Sohn genommen hatte.

Ich erinnere mich, das Letzte, an das ich dachte, war, dass ich nun verstand, warum ich kein Frühstück mehr bekommen hatte. Logisch, wäre ja völlige Verschwendung gewesen, wenn ich ohnehin sterben würde.

Auf diesem kalten Tisch liegend ergab ich mich meinem Schicksal und versuchte an eine schöne Zeit zu denken, lange, lange zuvor.

An meine Mutter, ihren weichen Bauch und ihren Geruch. An die Wärme und Geborgenheit, die ich damals fühlte.

Ich versank in dunkler Nacht.

Erwachen

»Kleiner, Zeit zum Aufstehen! Du versäumst das Abendessen!« Mio latschte mit seiner grauen Pfote auf meinem Gesicht herum.

Ich war also nicht gestorben. Was war dann mit mir geschehen? Ich setzte mich auf, stieß einen jähen Schrei aus und stand mit aufgestelltem Haar und breitbeinig vor Mio.

»Au, au! Mein Po! Die haben mir da so ein Ding reingesteckt, jetzt tut mir der ganze Hintern weh!« Ich leckte meinen Allerwertesten, um ihn von der unangenehmen Sache zu reinigen. Nein, mein Hinterteil war ganz in Ordnung. Die Schmerzen beim Sitzen kamen von etwas weiter vorn. Mein Fell schmeckte an der Stelle auch ganz widerlich.

Hauptsache, ich war nicht gestorben und konnte meinen knurrenden Magen endlich beruhigen.

»Mio, wann gibt's denn was zu essen?«, fragte ich zwischen zwei Schleckzügen.

»Waren schon da. Hab dir was in der Schüssel übrig gelassen.« Mio richtete sich ein, um ein Nickerchen zu machen.

Waren schon da? Übrig gelassen? Ich sprang auf und lief Richtung Gitter, wo die Menschen das Essen hingestellt hatten. Ja, da war eine Schüssel. Sie war halb leer. Ich schlang die Reste, das, was Mio mir übrig gelassen hatte, in wenigen Sekunden hinunter. Ich war immer noch hungrig und ich konnte nicht sitzen. Da die Lichter bereits ausgegangen waren, rechnete ich nicht mehr mit Nachschub.

Ich legte mich neben Mio, der kurz knurrte, mich aber dann doch gewähren ließ, und versuchte einzuschlafen. Das dürfte mir auch gelungen sein, denn kurz darauf, so

erschien es mir, gingen die Lichter an, und ein Scheppern und Hantieren mit Schüsseln begann, und die Käfige wurden aufgesperrt und gereinigt.

Ich glaube, es ist an der Zeit, dass ich kurz beschreibe, wie ich wohnte. Im Heim gab es verschiedene Tiere. Wie die untergebracht waren, hab ich nicht mitbekommen. Ich weiß nur, dass ich Hunde roch und das Geschnatter und Getratsche von Ratten nicht zu überhören war. Hunde und Ratten kannte ich ja von meinem Geburtsbauernhof, ob auch noch andere Tiere in diesem Heim waren, ist mir nicht bekannt.

Wir Katzen lebten in einem eigenen Teil des Tierheims. In kleinen Zimmern sozusagen, die dicht an dicht nebeneinanderlagen und im hinteren Teil, da wo wir schliefen, gemauert waren. Der vordere Teil war aus Gitter, so konnten wir uns alle sehen und uns unterhalten. Zumindest die, die links und rechts von uns waren. Vorn war im Gitter eine Tür, durch die die Menschen kamen und uns das Essen gaben und die Käfige sauber machten. Mios und mein Zimmer war das letzte am langen Gang. Darum dauerte es auch eine Weile, bis wir unser Frühstück bekamen. Ich freute mich riesig darauf, und als es endlich da war, eine schöne, große duftende Schüssel, ging ich darauf los und öffnete schon vor Erreichen der Schüssel meinen Mund, um nur ja keine Zeit zu verlieren.

»Scheißkerl, stell dich hinten an! Ich bin vor dir dran!« Mio versetzte mir einen Prankenhieb.

Ich flog auf die Seite und blieb entsetzt liegen. Was war jetzt geschehen? Ich dachte, in Mio einen Freund gewonnen zu haben, ich dachte, hier ein neues Zuhause gefunden zu haben, in dem ich glücklich sein kann und genährt werden würde.

Ich wollte stark sein. Ich wollte wirklich nicht weinen. Aber ich konnte nicht anders. Ich hatte Hunger, ich war doch gerade gestern erst dem Tod entronnen, ich konnte